

Zitierhinweis

Schulte, Petra: Rezension über: Christian Kiening, Fülle und Mangel. Medialität im Mittelalter, Zürich: Chronos, 2016, in: Zeitschrift für Historische Forschung (ZHF), 46 (2019), 2, S. 304-305, DOI: 10.15463/rec.29359194



copyright

Dieser Beitrag kann vom Nutzer zu eigenen nicht-kommerziellen Zwecken heruntergeladen und/oder ausgedruckt werden. Darüber hinausgehende Nutzungen sind ohne weitere Genehmigung der Rechteinhaber nur im Rahmen der gesetzlichen Schrankenbestimmungen (§§ 44a-63a UrhG) zulässig.

weiterer Band der Reihe, der den entsprechenden Zeitraum untersucht, wäre nicht nur für die Autor*innen, sondern auch für das interessierte Publikum wünschenswert.

Maximilian Schuh, Heidelberg

Kiening, Christian, Fülle und Mangel. Medialität im Mittelalter, Zürich 2016, Chronos, 468 S. / Abb., € 26,00.

In seinem sich bisweilen im Abstrakten verlierenden, insgesamt aber überaus lesenswerten Buch zeichnet der Zürcher Literaturwissenschaftler Christian Kiening unter Rückgriff auf die (eigene) Forschung und eine Vielzahl von philosophischen, theologischen und literarischen Texten – genannt seien unter anderem Augustinus, Gottfried von Straßburg, Wolfram von Eschenbach, Bonaventura, Thomas von Aquin, Heinrich Seuse, Francesco Petrarca, Meister Eckhart, Geoffrey Chaucer und Nikolaus von Kues – mittelalterliche Reflexionen über Medialität im Kontext des christlichen Glaubens nach. Die von ihm als Rahmenkategorien verstandenen und heuristisch verwendeten Begriffe „Fülle“ und „Mangel“ sieht Christian Kiening im Mittelalter an die Idee der Vollkommenheit und die Wahrhaftigkeit Gottes sowie der Unzulänglichkeit des Menschen, das Göttliche in Gänze zu erkennen, gebunden. Sie entsprächen einem „alles Vorstellbare übersteigenden Reichtum virtueller Möglichkeiten und einem demgegenüber immer unzureichenden Charakter des Gegebenen“ (47). Dass göttliche Transzendenz und irdische Immanenz nicht als Gegensätze und getrennt voneinander gedacht wurden, bildet den Ausgangspunkt der Untersuchung. Medialität habe die Gewissheit vorausgesetzt, dass sich Gott dem Menschen in „textlichen Offenbarungen, sinnlichen Erscheinungen und geschichtlichen Abläufen“ mitteilt und für diesen in den ihm inhärenten Grenzen erfahrbar wird. Die Vermittlung des Göttlichen sei für „ebenso notwendig wie vorläufig“ erachtet worden – „notwendig hinsichtlich der Bedingungen der weltlichen Immanenz, vorläufig hinsichtlich einer Aufhebung dieser Bedingungen am Ende der Zeiten“ (23).

Als ein gedankliches Konstrukt ist Medialität nicht von der sich wandelnden Zuschreibung von Autorität und Authentizität bzw. der Glaubwürdigkeit zu trennen, die den verschiedenen medialen Formen einzeln oder in ihrer Verschränkung zugesprochen und die entsprechend kritisch diskutiert wurden und werden. Christian Kiening interessiert das ebenso wie die Frage, „was den Vermittlungscharakter einer Form ausmacht, was mit ihr geschieht, welche Potenziale in ihr liegen, welche Emotionen sie freisetzt“ (39). Ferner betont er sein methodologisches Verständnis von Medialität und begreift Vermittlung „als eine Kombination von Materie und Form, deren mediale Dynamik zu erkennen eine bestimmte Hinsicht“ (ebd.) erfordere. Diese Hinsicht beanspruche nicht, „andere Perspektiven obsolet, wohl aber deren Bedingungen sichtbar zu machen“ (ebd.). Seine Analyse zielt weniger auf die Erfassung technologischer Veränderungen als vielmehr auf das Verständnis der Historizität des Medialen. Das Mittelalter werde vor diesem Hintergrund zum Paradigma. Denn dem „nichttechnologischen Blick auf Medialität im Mittelalter eröffnet sich eine Vielfalt von Erscheinungsformen und historischen Bezügen. Er begegnet nicht schlechterdings einer transzendenzgesättigten Kultur, die durch die Neuzeit entzaubert worden wäre oder deren Phänomene entweder von der späteren Geschichte überholt worden wären oder in dieser wiederkehren würden. Er begegnet einem Feld, gleichzeitig fragwürdig in seiner (erst nachträglich konstruierten) Epochalität und vielfältig in der Komplexität seiner (keineswegs durch die Moderne erledigten) Strukturen, genau damit ideal, um die Historizität des Medialen grundsätzlich zum Thema zu machen.“ (40)

Unter diesen Prämissen wendet sich Christian Kiening den oben erwähnten Texten zu, wobei er sich auf deren Aussagen zum Wort (Verbum, Gebet, Muster und Vollzüge, christliche Magie, Übertragungen, performative Ästhetik der Liebe, Materialisierung, poetische Spielräume, Signaturen), zur Schrift (Erhabenheit, Umcodierung, Sinnlichkeit und Sinnhaftigkeit, Sichtbarkeit, Performativität, Inszenierung, Hybridität, alte und neue Buchstaben), zum Körper (Körper/Medium, Stigmata, Texturen, Exemplar, der eigene Körper, Selbstbeobachtung), zur Materialität (Materialität und Transzendenz, Materialien/Zirkulationen/Aufladungen, materialer Sinn, ein Tempel des Unverfügbaren, Autoreflexivität, neue Materialität), zum Zeitenraum (Heilsgeschichte und Passion, *loca sancta*, Übertragungen, Wege, Nachbildungen) und zur Metonymie (Figuren und Dinge, *vera icon*, der Rock Christi, Hybridität, Fragwürdigkeiten) konzentriert. Dabei vermag er anschaulich zu zeigen, dass Medialität in zahlreichen Variationen ein Oszillieren zwischen Ewigkeit und irdischer Zeit, Unverfügbarkeit und Präsenz, Differenz und Identität sowie zwischen Darstellung und Verkörperung implizierte. Grundsätzlich habe zudem die – von den reformatorischen Denkern Anfang des 16. Jahrhunderts zurückgewiesene – Vorstellung bestanden, „jedes materielle Element der Welt könne über spirituelle Bedeutungen verfügen und mit transzendenter Energie aufgeladen sein“ (288).

Abschließend sei vermerkt, dass Medialität – anders als die anregende Monographie von Christian Kiening zu suggerieren scheint – im Mittelalter nicht auf den Bereich der Religion beschränkt war. Das Sujet nicht nur epochenübergreifend, sondern auch für die Zeit zwischen 500 und 1500 weiterzudenken, scheint mir lohnenswert zu sein.

Petra Schulte, Trier

Lachaud, Frédérique / Michael Penman (Hrsg.), *Absentee Authority across Medieval Europe*, Woodbridge 2017, The Boydell Press, XI u. 264 S. / Abb., £ 60,00.

Der Sammelband von Frédérique Lachaud und Michael Penman bündelt Aufsätze zum Verhältnis von Abwesenheit und *auctoritas*, indem er Auswirkungen sowohl körperlicher Absenz von Personen als auch eingeschränkter oder umstrittener Autorität im Spannungsfeld von Macht und Herrschaft diskutiert. Die geographische, zeitliche, thematische wie methodische Heterogenität der zwölf Beiträge spiegelt das Bestreben der Herausgeber wider, Abwesenheit als herrschafts- und machtrelevanten Faktor vom Früh- bis ins Spätmittelalter facettenreich zu reflektieren.

Die Unmöglichkeit für den einzelnen Menschen, an mehr als einem Ort gleichzeitig zu sein, stellt eine geradezu universelle Herausforderung für jedwede Form von Herrschaft dar. Léonard Dauphant erinnert mit seinem Beitrag zu den Itineraren Karls V. und Franz' I. im späten Mittelalter daran, dass die physische Abwesenheit eines Herrschers wohl für die Mehrzahl der Beherrschten keine Ausnahmeerscheinung, sondern den Normalfall dargestellt haben dürfte. Die zumeist aus dringenden politischen Gründen resultierenden Reisen des Königs in entferntere Herrschaftsgebiete bedeuteten nämlich immer zugleich sein Fernbleiben vom Herrschaftszentrum. Bruno Dumézil zeigt indes, dass die Betonung königlicher Präsenz im Frühmittelalter mit der Delegation königlicher Verantwortung an andere Personen vereinbar war, so dass die Macht des Königs auch in seiner Abwesenheit in dezentralen Herrschaftsräumen ausgeübt werden konnte. Daneben gestattete auch die Verbreitung von semiotisch aufgeladenen Objekten im Herrschaftsraum einem Herrscher eine reduzierte Reise-tätigkeit, da diese Gegenstände eine Illusion materieller Präsenz erzeugen sollten. Laurent Hablot betont in seinem Beitrag über Emblematisierung, dass Abwesende durch das